

Gregorovius über Döllinger, Rommen und Kanke. In den nachgelassenen „Männlichen Tagebüchern“ von Gregorovius (Stuttgart 1892, Cotta's Buchverlag) finden sich folgende Urtheile über Döllinger aus drei verschiedenen Jahren: 1863: „Ich bewundere Döllinger; er ist ein feiner, fester, tüchtiger Mann, der sich mit Klugheit ausdrückt.“ 1871: „Am Gepräde ergreift Döllinger nicht gern die Initiative; er läßt sich fast immer auf die Worte des Anderen anlassen. Ein feines, geistreiches Köpfchen begleitet seine Bemerkungen. Als ein entsehrter Theoretiker denkt er sich noch heute die Möglichkeit einer Reform des Papstthums. Seine Feinde verdammen ihn. Ich halte ihn für wahr. Er will Skothoff bleiben; deshalb hat er in den Hintergrund der Bewegung gestellt, die er selbst veranlaßt hat, nachdem sie Grundidee angenommen, die ihm diejenigen einer aus der Kirche scheidenden Seite zu sein schienen.“ — Und 1872: Mit Döllinger habe ich meine gewöhnliche Soziologie fortgesetzt, oft drei Stunden lang, wobei er nie ermüdete. Döllinger ist ein eifrigster großer Gelehrter, aber nur ein Verdienstbesitzer. Ohne das Feuer des Glaubens, welches von Herzen zündet, kann kein Reformator gedacht werden. Döllinger besitzt keine eigene Ansicht dazu. Die altatholische Bewegung ist nur eine kleine Einwirkung auf einen Schulatodeer.“ — Ueber Rommen s. n. schreibt er 1862 aus Rom: „Theodor Rommen ist hier. In seiner Erziehung ist ein eigenwilliges Gemisch von Jesuitismus und von schamloslicher Gewissenhaftigkeit. Dies erklärt mir Vieles im Leben seines durch kritische, dehnliche Schärfe und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Werkes, welches aber eher ein Kompilat als eine Geschichte ist.“ — Und 1873: Rommen kam nach Rom, wo er sich noch aufhält. Nur zufällig begegnete ich ihm bei einem Diner. Er ist offenbar, wie Richard Wagner, an Größenwahn krank. Die Katheder-Professoren lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe; seine Beamtenstelle einnehme und sogar — horribile dicta — einiges Vorkenntnis besitze.“ — Auch mit Kanke kam der Verfasser wiederholt in Verbindung. Er schreibt über ihn u. a.: „Gregorius erklärte, daß er die Bemerkung der Kanke über die Geschichte nicht begreifen könne. Kanke kennt nur die Diplomatie in der Geschichte.“ — „das Volk“ kennt er nicht. Er hat die feinste Kombinationsgabe und logische Schärfe, aber keine Gestaltungskraft. Seine Menschen und Dinge setzen ihr inneres Gefühl, aber nur wie auf einem anatomischen Planer. Kanke geht durch die Geschichte wie durch eine Silberkassette, wogu er geistreiche Notizen hervorholt. Ich verleihe ihm die Geschichtskunde mit dem was Kanke als Dichter ist.“ — Und ein anderes mal (1871): „Ich lernte Kanke kennen. Er ist ein kleines Männchen mit einem leise martirierten Bunde, wie ihn Gleiermacher hatte, bei sechsunddreißig Jahren noch sehr frisch und munter, fast wie ein Weibmann. Ein geistreiches Lächeln belebt seine Züge. Er imponirt nicht, aber er interessirt sehr. Kanke ist einer der interessantesten Menschen, die ich sah. So mag ungeliebte Thiers ansehen, sie dessen jüngerer Bruder ich ihn heißen würde. Ich war bei Gleiermacher zu Tisch mit ihm und da war auch Döllinger, Humm und in sich gefestigt, während Kanke von wichtiger Rede sprach. Ich erlaube, in ihm auch einen Entschäfer zu finden. Denn ganz in Feuer und Flamme rief er aus: „Das deutsche Imperium ist die größte That der Menschheit.“

Unterforschungsbedeutende einer holländischen Bauerfrau. In dem Geistesleben des Reichthums v., so erzählt H. v. Leyden in der „Zg. Nidch.“, ist fürzlich eine alte Bauerin, um ihrem bedrängten Gewissen Luft zu machen. „Min Mann ist so zu torben, Herr Vater.“ „Ich weiß, ich weiß, liebe Frau,“ entgegnete der Pastor, „habe ich ja selbst die Leidende gehalten.“ „O, de Viesend! weer ja so wieet ganz schön, um dankt mi Se of vlesens dörre! awer —“ sagte die Bauerin. „In, es war recht traurig,“ suchte der Pastor die Bauerin zu trösten, „aber haben Sie auf den lieben Gott, der alles zum Besten lenkt.“ „Ja, dor is of gor nids in de Weg,“ entgegnete die Alte, „min Sohn hat ja nu de Süß (den Hof) un allens is in den oten Veerist bieben, awer inbesien demoo.“ — „Nun?“ fragte der Pastor, „was haben Sie denn sonst noch auf dem Herzen?“ „Ja, Herr Vater,“ sagte die Alte etwas ägernd, „dor is jög noch allereghen bi.“ — „Ja,“ dat leit man grad beurt jega, —“ als min Mann torben weer, heff id em vum't bette Minnen er vobensend neht, un as se nu in id schone wille Minnen so vobelen in't Gort, — dor duer mi egentlick dat schone Minnen, wat so man unner de Gort schijl. S, den id io bi mi süssen, weer he in't Gort ligt, sibt dor io ten Minich wat vum. Ja dreih em also im, un in'id em ut den Bunde io'n recht gootes Süß Minnen ut, — un — un dor heff id mi em Snuffbock vum maft, — io de Viesenfier natlickig, — bemerke der Pastor, „aber ein etwas funderbars Beginnen,“ bemerkte der Pastor, „aber wenn Sie sich jög nichts Bihes habet gebadt haben, doch nicht gar so jötlich.“ „Ne, ne, Herr Vater,“ entgegnete die Frau, „hagen Se dat nids so lichtfarbig bent! Nacht is id em weller

up de richtige Sit leant hart, keemen mit dem doch allerhand swarte Gedanken. Gott in'n hogen Himmel, — segg id to Kristian, wat min Sohn is, — Gott in'n hogen Himmel, segg id, wat heff id dor ankeest! — Der muti Vater doch gor to schämlich sich im, wenn io'n großen Bueren es he dor haben ankümm mit io'n großes Lod in den Bunde!! Ach Mutter, seggt min Kristian, dorin joga Di man nids wider — Vater, de is in't Leben veel to vlesisch (indig) west, — de stellt sich fortis mit de Mügg gegen de Wand! — Ja, segg id, so weer de un dat beist de of, awer — Herr Vater — nu will id man fragen, ob dor haben in'n Himmel of wärllich 'ne Wand is?“

Eine höfliche Frage. Ein Reisender, der den Schlafputz tief über die Stirne gezogen hat, verlangt auf dem Hamburger Bahnhof in Berlin eine Fahrkarte zweiter Klasse zu dem benachbarten Nachzuge. Kaum befindet sich die Karte in seinen Händen und er will dem Wagen gehen, so tritt ein feingebildeter Herr auf ihn zu und sagt mit gedämpfter Stimme: „Sie sind der Bauker A. und wollen mich Hinterlassung eines Reichthums von zwei Millionen nach America durchbrennen.“ Der erkrankte Betrüger murmelt stöhnend: „Sie liefern mich der Polizei aus?“ „Nein,“ erwidert der Fremde, „wenn Sie mir eine Frage gewissenhaft beantworten, sollen Sie frei ausgehen. Ich will mich hieben als Bankier etablieren, nun sollen Sie mir erklären, wie Sie zu dem ungeheuren Kredit gekommen sind.“

Elektrisches Licht und die Pflanzen. In der pariser Akademie der Wissenschaften sprach kürzlich Ducharre über die Einwirkung des elektrischen Lichtes auf die Pflanzentwicklung. Er legte das Experiment einer Reihe von Beobachtungen dar, welche G. A. von Dunier, Professor der Botanik an der Sorbonne, in den elektrisch beleuchteten Centralhallen zu Paris gemacht hat. Dunier legte dort eine Gruppe von Pflanzen dem beständigen Einflusse des elektrischen Lichtes bei Tag und Nacht aus. Eine zweite Gruppe ließ er tagsüber in dieser Beleuchtung und nachts im Dunkeln; eine dritte endlich ließ er ohne jede elektrische Beleuchtung unter den gewöhnlichen Bedingungen im Sonnenlichte wachsen. Die ununterbrochene Wirkung des elektrischen Lichtes erwies sich als schädlich. Die ihr ausgesetzten Pflanzen zeigten nach einiger Zeit eine eigenartige Verweltung. Sie blieben grün und benahmten ihren Reichthum an Chlorophyll, wurden aber weich und schlaff und ihre neuen Gewebe befestigten sich nicht. Die Pflanzen dagegen, welche bei Tage elektrisch beleuchtet, nachts im Dunkeln blieben, boten fast genau das Ansehen der im Sonnenlichte gewachsenen.

Die Seefahrt. In diesem Jahre endlich wieder aufgelaucht, diesmal wenige Meilen von der Küste von Aberdeen. Die Beladung des englischen Fährbootes „Hardinger“ erzählt, daß sie, als ihr Schiff vor Anker lag, letzter Tage ein seltsam aussehendes Ungewehr, mit einem Hals wie eine Giraffe, einer langen dunklen Mähne und einer gestreckten Haut blüchlich aus dem Wasser auftauchen sah. Die Seefahrt legte ihre Augen auf das Hinterdeck. Von der Mannschafft letzterzeit einige auf den Mast, während die andern sich im Schiffsaum verstopften. Eine ganze Viertelstunde konnte man das Ungeheuer sehen, so daß die Fischer Zeit hatten, zur Besichtigung zu kommen und die Besatzung gehörig anzusehen zu können. Weidens mehmündig waren an dem Seebier die langen Ohren, die wie eine Marmortrappe aussehenden Röhre und der Rücken, welche einen ganzen Omnibus hätte verdrücken können. Wahrscheinlich war ihm das Schiff zu klein und die Mannschafft zu feig, sonst hätte es beide verdrückt.

Ein Wink. Ged.: „Ach, meine Gnädige, da wollt ich Ihnen noch etwas recht Angenehmes sagen, daß's aber leider vergessen — schenktlich!“ — Fräulein: „Was's vielleicht „Gute Nacht“, Herr Baron?“

Ländliches. De Konno: Dieses Landgut liefert recht Erträge. Zum Beispiel werden in den Hühnerzäunen durchschnittlich pro Tag 100 Eier gelegt. Fräulein (begeistert): Welch ein glückliches Elend!

Mißverständnis. Der Herr (einer Dame zu Hilfe eilend, welche auf dem Sopha in Ohnmacht verfallen ist): Aber mein Gott, Fräulein Helene, was haben Sie? Fräulein (hinbeugend): 60,000 M. zumächst — später mehr!

Abgeblit. „Ich bitte dich, alter Junge, leib' mir sein Wort.“ „Tut mir leid, hab' gerade kein Geld bei mir.“ „Und zu Gaus?“ „Dante! Alles wohl und munter. Nachtzeit!“

Braut und Brautigam. „Wer a gesagt hat, muß auch b sagen!“ sagte Sie zu Ihm. „Dein Wille gebhebe,“ sagte Er zu Ihr. „ich sage dir hiermit ab!“

Lebende Bilder. Der kleine Kathak: Vaterleben, was sein lebende Bilder?“ Der Alte: „Lebende Bilder, das sein Bilder, wenn de Keit' io still liegen, als ob se wär'n todt.“

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

[4] Die stille Margareth.

Eine Erzählung von J. J. David.

Eine Tagesfahrt ist es von Klein-Krausa nach Dimitz mit guten Pferden. Bei anbrechender Nacht sah Vater Felician in dem Wagen, am Morgen stand er vor dem Oberbirten der Dörzele. Ihm wurde kein glänziger Empfang. Im Gegenstheil, man ließ ihn hort an, daß er mit sich eine Sache beschäftige. Umsonst legte er klar, daß dieser Fall vielleicht eine mildere Auffassung zulässig erweisen laße; umsonst erinnerte er daran, daß unzeitige und reichthelose Härte vielleicht das Werk geschähe, an dem er so lange und nicht ohne Frucht gearbeitet. Man siphte sich im völligen Besitze der Nacht und hielt also jede Wille für nicht mehr nöthig. Umsonst versuchte er, sich den Einfluß Dritter zu gewinnen; er war vergessen worden in der kurzen Zeit, die er fern gewesen war, und auch das that ihm weh. Und wie er so den ganzen Tag mit fruchtlosen Gängen, mit Harren und Warten verdröben mußte, da erwachte eine Empfindung von Ohnmacht und Beschämung in ihm.

Es ist ein böses Reisen durch die schweigende Nacht und mit beschwertem Herzen, zu Trostbedürftigen, denen man teurerer Trost beibringen kann, io gerne man es thäte. Denn zweierlei fraß ein wilderer Kern an Vater Felician. Er hatte Verdienste um Kirche und Glauben und wußte das; ihm hätte eine Bitte, nicht ohne triftige Gründe gestellt, so rund und scharf nicht abschlagen müssen. In seiner einsamen Pfarre hatte er bemähe vergeffen, daß er noch Obere über sich habe; fast nur wie eine Forderung war ihm die Anfrage beim Bischof erschienen, und nur um freudig und hilfreich überreichen zu können, hatte er die bestimmte Zusage bei der alten Pfarre gegeben. Nun aber war ihm klar gemacht worden, wie wenig das Fürwort eines von Sineseligen galt, wie tief unten er stand, und er siphte sich fast so beschämt, als hätte er sich in der That durch eine unbedingte Verbeugung bloßgestellt. Und hatte er denn nicht stillschweigend eine solche gemacht? Lag nicht schon eine Demüthigung und eine Gefährdung seines priesterlichen Ansehens darin, daß er unverrichteter Dinge heimkehrte?

Dazu war es die erste Nacht seines Lebens, die Vater Felician wachend und im Freien zubrachte. Es war eine seltsame Helle in der Welt; man sah viel und man abute mehr. Das emtönige Getraup der Pferdehufe schlüßerte ein; die Abspannung vom Vortage machte sich merzlich. Die Gedanken in ihm aber bielten ihn munter und trieben ein seltsames, puthantes Spiel mit ihm, gegen das er sich anfangs wehrte, um sich ihm bald mit einer gehemten Lust hinzugeben. Warum hatte er gestern den Schlämmer geunden, der sich ihm heute weigerte? Darüber grübelte er. Dazu die Nachgerüche, die sich vernehmlich machten: einer Gute geogener und jammernder Schrei, der seltsam dem Stillen eines Menschen ähnelte. Wer mochte nur io in der letzten Noth gekriehen haben? Aber nein — sie war ja schweigend gestorben. Der ein fernes Hundbelläffen, das fast überdrösig lang, oder das jähe und tiefe Schreuten eines der Vögel. Der Wind strich vernehmlich über die brachen Felder und murorte kläglich in den Weiden am Flußufer, deren schlank und taule Ruthen manchmal knadend aneinander-schlugen. Rängs des Wassers ging der Fahrdweg hin; er mußte auf die schnellsten, schwagenden, gestirpelt schimmernden Weiden blicken. Und plötzlich, mit einem starken Ruck fuhr er auf; das war ja die Döschmal! Wer hatte nur weiter oder in denjenigen Fluthen Zustuß und Rettung gesucht vor sich selber? Und das Bild der toden Margareth erlind ihm jählings.

Es ist ein Eigenes und das Bewußtsein, von einem Weibe recht und stark geliebt worden zu sein. Vater Felician hatte es nie gekannt. Nun, angehichts des raslos murmelnden und emtönig harmonischen Klagens der Wogen überkam's ihn. Nun sah er die Margareth vor sich; nicht wie sie im

Leben gewesen, nein, wie sie ein schredlicher Tod einstellt und doch wieder geweist hatte. Ihm bangte vor der Heimkehr; die Freunde an jener Singhülle war ihm verleiht, nun sie nicht mehr darinnen ihre süße und wohlhallende Stimme erheben konnte; ihm grante vor dem Pfarrhofe, aus dem sie seine Härte fortgerleben, vor der Kirche, in der er ihre letzte Beside gehört, ohne zu ahnen was sich in dieser Stunde alles in ihrer Brust begeben und zusammengeknüpft hatte. Selbst ihre Leiden meinte er in dieser schweigenden Zeit zu verstehen, nun sie ausgehten. Aber — alle diese Erkenntnis, was hätte sie ihm früher auch genügt? Er lernte viel begreifen in kürzester Weile, und plötzlich fiel ihm bei, daß er sie niemals auch nur lächeln gesehen hätte, und der heisse und sbrüchte Wunsch überfiel ihn, sie möchte leben und ihn anschauen mit lachendem Munde und mit fröhlichen Augen. „Voll und ganz aber begriß er den Schmerz ihrer Eltern, denen das Kind, das ihm im Leben so viel bühnd in sich verdröselten, nun auch noch im Tode nicht die gebührende Weile und feinerer Ehrung empfangen sollte. Und warum nicht? Nur, weil sie das nicht zu ertragen vermocht, was über ihre Kräfte gegangen? Wie ein Unrecht ersahen ihm das, dem er nach besten Können steuern mußte, an dem er durchaus nicht mitthelfen sollte. Aber: wie dem vorbeugen und abhelfen? Er sann darüber nach, bis ihm in Kopf und Brust ein dumpfer Schmerz einog, und merkte selber nicht einmal, was sich in solchen Gruben mit ihm begab; aber die tode Margareth und ihre unveränderliche Neigung gewann es so langsam, sacht und sicher dem Leben bei ab.

„Es wehst sich herauf. Von den Feldern sieht ein Dampf auf und wälte sich den Welsen zu. „In fröstelte es bis ins Mark. Die Pferde hielten und der mürrische Knecht stieg wortlos ab.“

„Sind wir schon zu Hause?“ fragte Vater Felician erlaucht, als er sich in einer ganz fremden Gegend sah.

„Nein, wir sind im Ungarischen,“ brumnte der Padel, „das liebe Vieh will auch seine Ruh' haben. Nun ja, zwei Näch' in einem Trab durchfahren, wie soll es das aushalten?“

„Aber, wie kommen wir nach Ungarn?“
Der Padel schlug die Hände zusammen: „Hochwürden! Wie sollen denn die miden Köpfer über den Berg von Klein-Krausa? Das muß Hochwürden doch begreifen, daß man sie rein herübertragen mußte. Das müch' doch zu schwere Arbeit werden, und da bleibt nichts übrig, als aufahren,“ und ruhig stürzte er die Thiere und verjorgte sich selbst mit dem Nöthigen.

Das Dorf sah freundlich, sauber und wohlhabend aus. In die Kirche stieg der Pfarrhof, und Vater Felician sah in das Vorgärtchen. Es war um die achte Morgenstunde; der Umweg und die Erhöhung der Pferde hatten die Müchfahrt um vieles verlängert. Ein dünnes Glöcklein erhob ein zitterndes Gemimmel. Daraufhin kam ein Mann im Priestergewande aus dem Wohnhause; ein junges, blühendes Weib lag ihm das Geleite. An der Hand führte die Mutter ein Mädchen, und der Priester nahm herzlich und innig Abschied von beiden.

Vater Felician sah das verwundert und democh mit geheimem Weid.

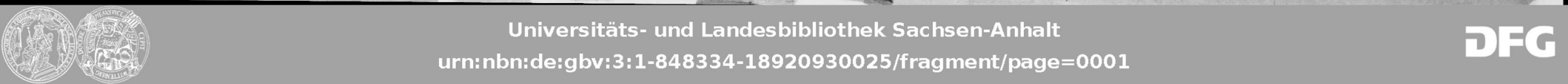
„Wer ist das? Kennst du dich da aus?“ forschte er.
„Gewis; der Pastor von da ist's. Ich kenne mich ganz gut aus, es sind doch keine zwei Stunden von zu Haus bis hierher.“

„Und wer sind die andern?“
„Das ist die Schwester von der Schmied-Barbara; sein Weib halt, und die Kleine ist sein Weibel.“

„Ja, ist er denn verheiratet?“
„Aber, Hochwürden, bei den Evangelischen!“

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. G.



„Und die Leute haben dennoch Respekt vor ihm?“
„So viel ich weiß, schon, und ich müßte doch was gehört haben, wenn es anders wäre. Ist genug war ich schon da, und er war früher Kaplan bei uns.“

„Und sie leben gut mit einander?“
Der Knächt wurde ungeduldig über das viele Fragen, das ihm gänzlich nutzlos erscheinen mußte, und die häufige Störung in seinem Mahle: „Du dente; doch würden das ja selber gesehen, wie sie von einander gegangen sind. Mir scheint, wie zwei, die sich recht lieb haben, und daß es ihnen sonst schlecht sollte gehen? Aber sie schauen mir gar nicht danach aus. Warum? Zu leben haben sie!“

Vater Felician aber richtete kein Wort mehr an ihn. Also es rückte sein Blick auf der Ehe eines abtrünnigen Priesters des Herrn! Er selber hatte sich eben mit eigenen Augen davon überzeugt.

So kam er heim. Es war ein heller und sonnenreicher Tag auf die schwere Nacht gefolgt. Er las eine stille Messe; danach härtete er sich und ruhte ein wenig. Dann legte er die Alma um und ging mit dem Kreuztragenden Knaben zu den allen Platz.

„Mir ist nicht mißfahret worden.“ sprach er. „Ist aber beklümmert euch nicht darum. Ich will dennoch an ihr thun, was meines Amtes ist.“

Vorher sie aber noch den Sarg schlossen, trat er noch einmal zu ihr und sah ihr lange und ernst in das Gesicht, und ein häufiges Zucken durchfuhr dabei seine Brust und schmerzte ihn. Danach segnete er sie ein; unter ungeheuren Wehklagen legte sich der Jung in Bewegung, und jede Thräne, die vergossen wurde, fiel ihm hart in die Seele. Er schritt voraus. Wo sie durch das Dorf wanderten, derten schlossen sich ihnen viele an; die aus Lengier, die aus Wittgensthal, manche aus heilen Gründen. Alle Weibspitze ruhten; aber die Gloden schwiegen, und dennoch hatte die stille Margarethe ein größeres Grabgeheiß, als es selbst die Heische gebät.

So, immer anickwollend, bewegte sich die Menge durch ganz Klein-Kraasna. Im Wege machten sie Halt; auf einen Blöße, die junge, schlafte Wirten mit weissen, zierlichen Leibern und grün-weißlich schimmernde Buchen umfanden, während von ferneher das starke Rothbraun gerüchelter Döbrrenter herüberleuchtete. Er wachte die Erde nach allen Gebräuchen, wie sie

die Kirche vorjchreibt. Müßige und müßige Hände griffen zu, und in kürzester Weile war ein Grab gegraben, tief und geräumig genug, daß kein Laut des Lebens je mehr erreichen konnte, die sich davor hierher geflüchtet hatte. Mit zitternder Stimme hielt er eine kurze Predigt; in ihrem Verlaufe gewann er seine Ruhe wieder, und als er von der Liebe sprach, die härter sei als der Tod, und über die nicht die Wirten des Grabes noch der Hölle etwas vermöchten, die diese besetzt habe und die ihr vergeben werde, da klangen seine Worte mächtig und erporend durch das ferliche Schweigen, das nur manchmal ein Schluchzen oder ein kurzer Seufzer unterbrach. Er selber aber sah so blaß und müde dabei aus, daß es allen auffiel. Noch ein kurzes, stilles Gebet, in das die Baumwipfel klangen und melodisch brauseten. Dann knarrten die Seile; die toote Margarethe stieg nieder zu ihrer Ruhe. Hörbar und dumpf tollerten die Schollen auf den Sarg; ein Hügel wölbte sich empor, und Vater Felician sank davor in die Knie und schlugte laut auf. Eine Weile blieb er noch, bis sich die Menge verlaufen hatte, dann, einsam und gedankenvoll, kehrte er in den Pfarrhof zurück. Dort hat er sein Verbleibsgedank ab für immer. Er selber hat nach Dmüsig Verbleib darüber erlattet, daß und wie sehr er sich gegen die Vorrichtungen vergangen, die man ihm eingeschärft. Heber die Gründe aber sagte er kein Wort hingü.

Tags darauf verließ er Klein-Kraasna für immer, nachdem er noch die Eltern der stillen Margarethe reichlich beschenkt und ein Kreuz auf ihrem Hügel gestiftet. Niemand hat fortan eine sichere Kunde von ihm erhalten. Einige wollen wissen, er habe sich nach Chropyn zu seinem Vater begeben. That er, so, dann geschah es nur, um Abschied zu nehmen; in der Heimath gelitten hat es ihn nicht mehr. Andere aber berichten, er habe sich nach Deutschhau, nach Wittenberg gewendet und sei in hohen Jahren als Diener am Wort in einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg gestorben, ein unbewerteter, stiller und bei aller Müde trüber Mann, der nicht vergessen noch verwunden konnte. Sein Angeben aber blieb dort, wo er in seiner Jugend gelehrt und gewirkt, lange noch in Ehren und unvergessen; selbst dann, als sich unter seinem harten und zornigen Nachfolger die Leute von Klein-Kraasna fast sämtlich der neuen Lehre zugewendet. Ende.

Völkerschranken.

Novelle von Heinrich Volkrat Schumacher.

110) Jeanne war nach der Begegnung mit Waldebe abenteltes und mit wankenden Schritten die Höhe zu dem Häuschen ihres Vaters hinaufgestiegen. Aus einem Fenster brach ein hässlicher Blick. Sie schleifte sich hin, dem Nachsitzer gleich, der mit matten Schwingen immer wieder der sternenhaft lodenden Flamme zuflattert, bis er verengt und entseilt zu Boden sinkt.

Und war es mit ihr nicht gerade so?
Wie wenn ein Wolkenscheitel ihr auf der Stirne brenne, so war sie über die Erde gestülpt, gebekt wie ein Wid, das sich eben im dunkelsten, verlockensten Winkel bergen würde, wenn Jäger und Hund es nicht immer wieder aufstöberten. Jäger und Hund — die tausendzählige Hydra der Mordrede, die ihren Geißel immer wieder gegen sie ausstreckte, sobald sie sich schon zur Ruhe gekommen wähnte. Hatte sie von den Geheißern der ihr Begegnenden nicht den ägenden Spotz herabgelassen und hinter ihrem Rücken es flüsternd gehört?

Das ist sie, die moderne Jeanne d'Arc! Sie hatte wohl den Mut zu ihrem Vorhaben, aber dann, als sie vor der Auslieferung stand — hah! Der Gegner war — ein schöner Mann! Ein schöner Mann! Hatten die Menschen nicht Recht, und war es das nicht gerade, was ihr das Herz zerriß, das Bewußtsein der eigenen Entbehrung? Aber warum müßte es gerade sie treffen, warum gerade sie unter dem tausendjährigen Kampfe der Menschheitskinder gegen ihre Feinde der Völkerschuldung leiden? Warum hatte dieser titanenhafte Gedanke sich sie, das schwache Geschlecht, ausgesucht, um darin zu gähren und in gewaltig anwachsendem Anbruch es vielleicht auseinander zu brechen und in Scherben zu zerbrechen?

Das Schwere, das nicht länger zu Ertragende! Nun, da sie sich endlich getrogen glaubte, da sie bereits begonnen, mit entschlossener Hand die ihr geschlagene Fackel zusammen zu pressen, daß das Blut nicht mehr fließe, hier in der weltbegleitenden Stille des Eilandes — nun kam er, um sie auszuweizen!

Sie laut aufschreiend vor dem Fenster in die Kniee, und ein Blutstrom drang ihr vom Herzen herant in das Haupt und machte ihr die Gedanken freies.

Sie hatte ihr Vaterland verrathen — sie war geächtet. Sie liebte den Feind und hatte sich selbst entwidrigt!

Eine unheimliche, dumpfe Sturheit bemächtigte sich ihrer; sie fühlte es nicht, wie ihr der Sturm in den entseelten Aaren wühlte und mit seinen Engernmassen ihr das Gesicht verpöchte. Langsam richtete sie sich empor, und nun, da ihr Bild wieder auf das Fenster vor ihr und in den Wänden hingel, zude es wie ein halb mitleidiges Lächeln um ihre Lippen.

Sie näherte sich der Scheibe und sah hinein. Der himmlische, vor der Zeit getragene Kreis des Himmels, ihr Vater, lag dem Fenster gegenüber in seinem Bette und betete. Seine Augen waren gläubig nach oben gerichtet, und seine Lippen bewegten sich. Gewiß, er lebte wieder, wie täglich, zu dem Allerbarmer um das Heil seines Kindes!

Vor Jahren würde sie das Bild zu Thränen gerührt haben, aber nun —

Sie beobachtete jede Regung in ihrem Aamen mit einem neuergerigen, fast kindlichen Interesse. Aber sie fand da nichts, gar nichts mehr. Es war, als habe die eifige Zeit der Verlassenheit, des Verlorenseins alles in ihr getödtet. Nichts war geblieben, als ein ausgebrannter Krater, und nur die ausgehöhlten Höhlenmassen deuteten darauf hin, daß wohl einmal vor langen, langen Jahren dort ein Feuer geblüht. Und doch, sie fühlte noch etwas.

Aber nur Sehnsucht nach Ruhe, Ruhe!

Sie trat vom Fenster zur Seite und lehnte sich einen Augenblick an den Büttelpfeiler. Sie schloß die Lider. Es war ihr, als schälte sie schon, einen langen, traumlosen Schlaf. Sie dachte nichts. Nicht einmal an das, was sie thun würde.

Sie wußte es nicht, sie sah es in leuchtender Klarheit vor sich, es lobnte nicht mehr, es fiel dieselbst anders zu denken. Sie fragte sich nur, wann es gehen werde.

Aber auch darauf gab sich die Antwort von selbst. Er war hier, er würde kommen, sie hatte es gemerkt dorthin unten am Strande an dem spägenden, seltsam fragenden Bild, mit dem er

ne gemauert. Er durfte sie nicht finden; sie wußte, daß all ihre Kraft dann schwinden würde.

Es müßte also gleich geschehen. Aber der alte Mann, der immer so gut zu ihr gewesen, sollte nicht dauernd bleiben, wenigstens nicht ioglich. Es war an andern Morgen immer noch früh genug, wenn er es erfuhr, und er würde dann nicht allein sein. Die Frau, die jeden Vormittag kam, um häßliche Dienstleistungen zu verrichten, würde bei ihm sein. Und dieselbst auch — er.

Sie trach sich mit der stillen Hand über das Gesicht, und dabei war es ihr, als gehöre das gar nicht mehr zusammen, als seien das Glieder von zwei ganz verschiedenen Körpern. Dann ging sie hinein.

„Wie geht es, Vater?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen, und beugte sich über den jetzt auf das Lager Zurückgekehrten. Er lächelte schwach zu ihr auf, und seine Sand lastete zu der ihren hin. Sie reichte sie ihm anstandslos, ohne Druck. Sie fühlte nichts dabei. Dann richtete sie ihm die Stirnen, müdete ihm den Trank, den er allabendlich gegen die Schlaflosigkeit seiner Nächte nahm, und stößte ihm denelien ein. Er blinzte sie dankbar an und schloß, wie einer stummen Aufforderung gehorchend, die Augen.

Sie blieb still und regungslos vor ihm stehen, bis er völlig einschlämmt sein würde. Sie lauschte seinen allmählig tiefer und regelmäßiger werdenden Athemzügen und lächelte über die hörliche Mächtige der in diesem Schwere, die es nach der Mühe noch erachtete, in der halbtothen Stille weiter zu arbeiten.

Sie lächelte auch, da sie zum Tische ging, um auf ein Blatt Papier mit ruhiger Hand ein paar Zeilen für die Aufwärterin zu weihen, in denen sie Anweisungen für die Pflege des Vaters hinterließ.

Ein neuer Gedanke bligte da für einen Augenblick in ihr auf. Was sie thun sollte, würde, den die Mann, seiner einzigen Besäthe herab. Es war also rücksichtslos, edelmüthig, brutal!

Aber die Vorellung verlor ebeno raich wieder, wie sie gekommen. Sie zuckte die Achseln über sich selbst. War nicht alles an ihr und in ihr schon lange rücksichtslos, edelmüthig und brutal geworden?
Ein unkluges Verlangen stieg plötzlich in ihr auf. Sie nahm den fetten Spatel von der Hand und legte sich zum letzten Mal auf Gesicht zu betrachten. Gewiß, es müßte schön, edel und anziehend gewesen sein, damals, als noch Lebensfreude und Mitgefühl aus diesen Augen leuchteten, als in diesen Mund sich noch nicht die tiefen Rumpfesalten gebrochen hatten, und als die Haut an den Schläfen noch nicht so gelblich gefärbt und so eingekunkelt war.

Aber nun?
Nur noch eine Ruine war das alles, ein Haus ohne Bewohner, ein künstlich zum Aamen und Bewegen gebrachter Leichnam.

Es eckte ihr vor sich selbst, und unwillkürlich stieß sie mit einer heftigen Bewegung über das Glas, wie um das Bild hinwegzutreiben.
„Geh!“
Sie sagte es zu dem Bilde, sie sagte es zu sich selbst, mit einer lauten, harten, schneidenden Stimme, vor der sie unwillkürlich aufschrak. Sie kam dadurch zur Besinnung, wie lange sie so in sich verurteilt gewesen.

Sie erhob sich mit steifen Gliedern und ging zum Fenster, um die Vorhänge zurückzuziehen.
Der Sturm hatte sich gelegt, und es hatte aufgehört zu regnen. Der Mond war aufgegangen und wog sich dieweich Licht über die Felsenklippen, die sich in schwarzen Umrisen vor dem blühenden, trahlenden Spiegel des Meeres abzeichneten. Und die Wogen zitterten leise in seinem Gefräule und lockten ... lockten ... Es war ihr, als höbe sich ein grauer Arm aus der Fluth und winte ihr, warte!
Es war Nichts genug da draußen, dieses hier innen durfte bestehen.

Sie bates es nicht aus; sie zerdrückte die Flamme in ihren Fingern mit einer Kraftanstrengung, als ob sie die ganze Welt zerdrücke. Dann warf sie das Tuch, welches noch immer auf ihren Schultern hing, zu Boden. Freien Hauptes wollte sie gehen! Am Strande blieb sie plötzlich aufstehend stehen. Wor nicht der Klang fremder Stimmen zu ihr herübergedrungen? —
Tänkung!

Das Glöckchen und Murmeln des kleinen Ninnials neben ihr war es wohl gewesen, welches sich die abliehene Regenfluth geschaffen.

Sie ging bis zu der großen Felsbank, auf der sie nachmittags gefunden, als sie — ihn erblickt.

Aber sie wollte nicht mehr an ihn denken!
Sie zog sich die Schuhe ab und setzte den einen auf die tieferliegende Woge, die ihm geschäftig davonzug, weit, weit fort. Sie beobachtete mit furchtsamen Blicken das Hin- und Herbewegen schaukeln des kleinen Fährzeugs, und es selbte nicht viel, so hätte sie jubelnd in die Hände geklappert.

Dann ebeno der andere. In ihm legte sie den schmalen, goldenen Meßer, den sie am Finger trug, ein Geschenk des alten Mannes, der da oben schlief.

Bald würde auch sie schlafen! Bald?
Sozial!
Sie berieselte die Arme weit auseinander, empor zu dem blühenden Wellenreife und ihre Augen beharrlich daraufhin richtend, stand sie auf und ging vorwärts, langsam, Schritt am Schritt, im weichen Uferlande weiter, immer weiter.

Das Wasser spielte mit ihren Kleidern, sie achtete es nicht; erst als es ihr bis über die Hüften reichte, stand sie still und lauschte. Alles lag in diesem Schweigen. Doch nein, da am Strande, woher sie gekommen, flüsterte der See, wie unter eiligen Füßen. Sie hörte ein. Zwei dunfle Gestalten.

Der Ruf traf sie ins Herz.
Er! Wieder er!
Warum blieb er sie nicht, auch diesmal wieder nicht?

Sie hörte ein Aufbrüllen des Wassers, wie wenn ein schwerer Gegenstand sich hinerschob.

Bald! Begeheue Mich! — er sollte leben ...
Sie lockte laut auf, aber sie wußte nicht, ob sie wirklich oder nur in Gedanken gelacht hatte, und ließ mit jedem Abprunge nach vorn.

Die Woge umfing sie weich und schmeichlerisch.
„Nun hilf er mich suchen ... mich suchen ... mich suchen ...“

Sie flüsterte es, und das Wasser argwete es zurück, und sie lächelte triumphirend und süßte sich jo leicht und so frei. —
Dann süßte sie nichts mehr.

Das kleine ebene und weinunkrante Häuschen in einer der schönsten Stellen des Brielius hatte seine Thür weit geöffnet. Ein heller Lichtstrahl fiel heraus in den jetzt geboltenen Vorgarten, dessen Noien die Luft mit balsamischen Wohlgeräuchen erfüllten.

Der neue Kies des Weges blinzte zu den Füßen der beiden alten Leute, die Hand in Hand auf einer Bank neben der Gartenthür saßen. Sie sprachen nicht; sie borchten nur hin und wieder auf.

Es war, als ob sie jemand Liebes und doch auch Fremdes erwarteten, denn ihre Gesichter zeigten neben einer stillen, inneren Freude, deren helle Sand die Falten der vergangenen Zeit auf ihrer Stirne glättete, doch eine gewisse gespannte Sorge.

Endlich noch fern her das Rollen eines Wagens.
„Er kommt!“ flüsterte die alte Frau und faltete die zitternden Hände im Schoße. Und der Kreis nicht ihr zu und zog sie unwillkürlich näher an sich heran.

So, so als der Wagen schon vor der Gartenpforte hielt und die beiden jungen Leute bereits vor ihnen standen, ein junger, bodenmäßiger Mann, der ein schlankes, zagoßigt blühendes, errotendes Weib an der Hand führte.

Ein kurzes Schweigen herrschte, dann plötzlich schlugte die junge Frau leise auf und wollte vor der Alten, der Mutter des Barten, auf die Kniee niederknien. Und da — durch den wütenden Ernst der letztern brach der erste, milde Strahl des Willkommens: sie zog das junge Weib des Sohnes an ihre Brust und streichelte ihr wie beruhigend das weisse Haar.
„Meine Tochter!“

Dann gingen sie hinein in inniger Umarmung, und der jungen Frau wußte es sich wie erlösend vom Herzen.
Frei, endlich frei!

Aber eine andere Freiheit, als die der Wasser am Beseitrand — die Freiheit des Blicks!
So überstricht Jeanne Homelin die Schwelle des Hauses, das ihr der ehemalige Feind, der Geheißer, der Gelechte zum Ab, zur Geburtstätte neuen Lebens bereitet. ...

Sie hatten lange gesprochen im traulichen Kreise, und noch einmal war über Jeanne's Lippen die Geschichte ihres Herzens, das Leid der Vergangenheit gelassen, wie sie es dem Vater erstanden, da sie zum letzten male seine Hand gehalten, er von der Erde schied. Aber nicht heimlos und auch nicht feimachlos ließ er sie; das früher so gehönte Band des Gedächtnisses hatte ihr seine Arme geöffnet, und in der Brust des Vaters hatte ihre Seele ihr neues Heim aufgeklagen.

Die beiden Vereinigten standen am geöffneten Fenster und stiegen die laue Nachtluft über sich hinströmen, die auf blühend-duftenden Schwingen das Wehbeleid der Nachtigall vom nahen Gehäuf herentrug. Es war still und feierlich ringsum und in ihnen.

„Ich danke dir, Geliebter.“ flüsterte Jeanne, ihr träumendes Haupt an Ernst's Schulter lehnd, „ich danke dir, denn ohne dich ... die Erde verlorste mich, und so suchte ich in mahnender Verblendung ein Heim in den Wässern. Du entragst mich ihnen, um mich zu lehren, daß nicht an Erde oder Wasser, Feuer oder Luft des Menschen Stätte hängt, sondern an dem mächtigen Willen Gottes, der über die künstlichen Schranken des Blikerhaffes hinweg in den Herzen der Menschheit nur den einen Funken zu ewigem Brande anzufachen will, den Funken des — Liebe.“

Ende.